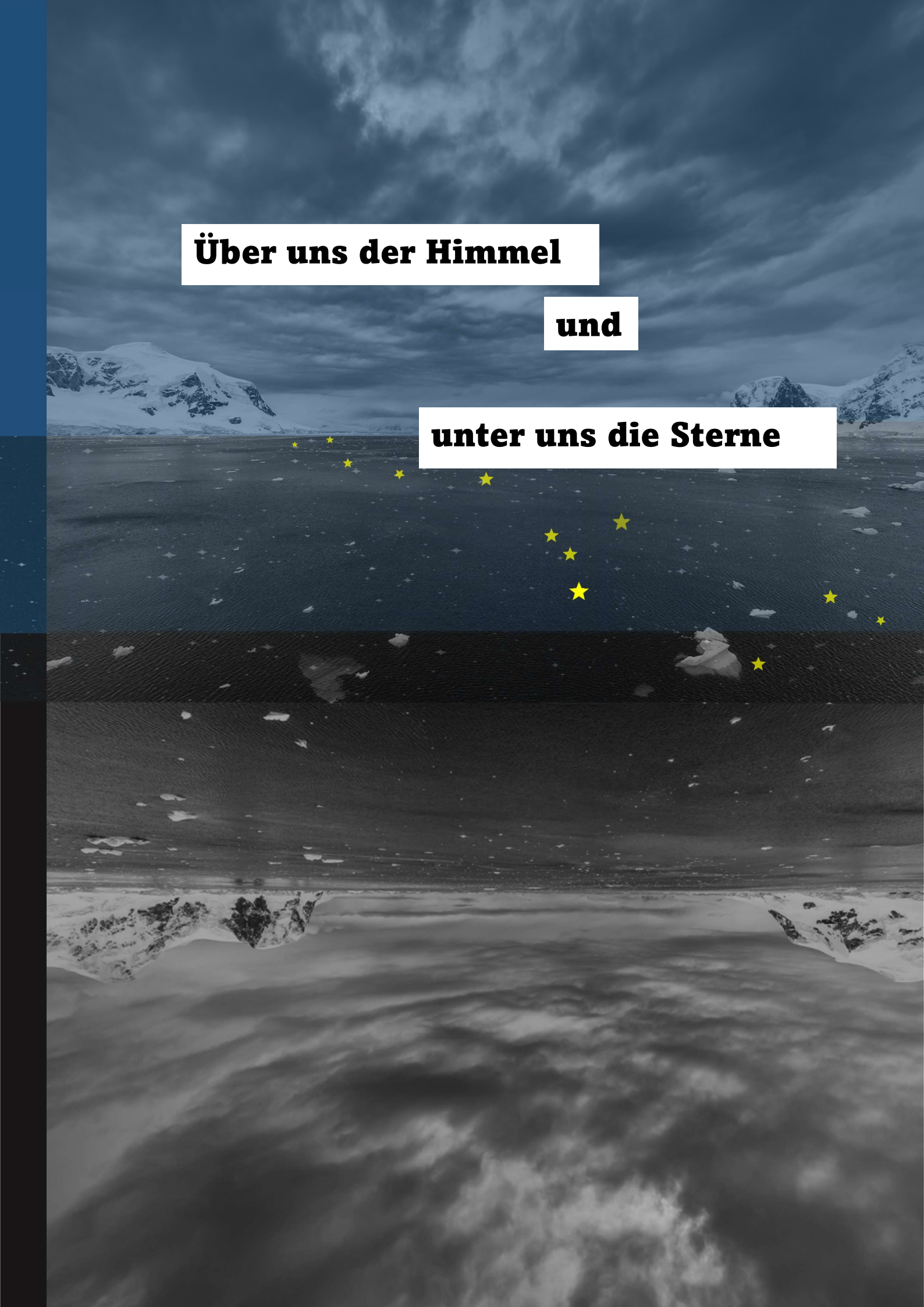


Über uns der Himmel

und

unter uns die Sterne



Über uns der Himmel und unter uns die Sterne

von Julia Friedrich

Es war dieses kleine blasse Funkeln, ein kleines Licht meilenweit entfernt und umgeben von einem schwarzen Meer aus Nichts, das ihn berührte. Ein kleines unscheinbares Licht. Eines von 10.000.

Eine kühle Träne rollte über seine Wange und reflektierte das warme Licht der Sterne. Die kühle Schwere einer verblissenden Erinnerung, dachte er. Aber war es das wirklich schon... – eine bloße Erinnerung? Schattenhaft und nicht greifbar, vergraben in den Tiefen des Unterbewusstseins eines unschuldigen Kindes, das nicht verstehen will, das nicht begreifen kann.

Aber war es nicht erst zwei Wochen her? Zwei Wochen voller blauer, kühler Tränen. Langsam tauchten zersplitterte Erinnerungen auf. Scherben, die sich kaleidoskopisch zu einem Bild zusammensetzen. Zuerst schwarz und weiß, scharfkantig. Und dann dieses tiefe Blau. Ein wolkenverhangener Himmel, der sich in blauen Augen widerspiegelt, dachte er nachdenklich. Augen, die ein ganzes, halbes, viel zu kurzes Leben gesehen hatten. Die Augen seines Vaters. So stellte er ihn sich vor, in seinen letzten Minuten. Den Blick bereits den Sternen zugewandt.

Würde sein Mörder jemals wieder ein solches Blau sehen können? Würde er jemals wieder auf dieselbe Weise in den Himmel sehen können? Der Junge nannte ihn „Mörder“, weil er nicht wusste, wie er ihn sonst nennen sollte. Doch eigentlich war er ein Namensloser, ein Gesichtsloser, hatte selbst in seinen Vorstellungen lediglich Konturen. Ein unausgefülltes Nichts.

Wen sollte er nun also hassen, wenn er noch nicht einmal das Gesicht des Mörders kannte? Nicht einmal einen Namen. Er wusste nur, dass der Mann auf der anderen Seite stand. Auf der anderen Seite des Zauns. Ein unsichtbarer, scheinbar undurchdringlicher Drahtzaun, geknüpft aus Ideologie, Stolz und vermeintlicher eigener Überlegenheit. Ein Geflecht aus Machtstreben und menschlichem Verfehlen, verankert in den Köpfen von „Uns“ und den „Anderen“.

Der Junge wusste er hasste die „Anderen“. Er musste sie hassen, denn sie waren der Grund, weshalb sein Vater getötet wurde. Gehten auf der nassfeuchten Erde, mit vielen anderen.

Krieg, dachte er. Das ist, was der Krieg mit uns macht. Krieg. Das Wort hallte wie eine finstere Erinnerung in seinem Inneren wider und erschütterte seinen zerbrechlichen Körper, als der Zug ratternd im Bahnhof zum Stehen kam. Krieg. Eine düstere Erinnerung der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Ein bedeutungsschweres Wort, das uns durch sämtliche Zeitfenster begleitet.

Bepackt mit Taschen und seinen wenigen Habseligkeiten kletterte er in den Zug, der sich kaum von dem dunklen Himmel abzusetzen schien. Eine bloße dunkle Masse, durchsetzt von schwarz und grau. Zuerst wusste er nicht, wo er hinsollte. Er fühlte sich erschöpft,

entwurzelt, kraftlos und orientierungslos wie ein bloßes, indifferentes, lebloses Etwas, das sich seinen Weg durch die überfüllten Abteile bahnt. Ein unbedeutender kleiner Schatten unter vielen.

Doch irgendwann beschloss er sich zu setzen. Ein anderer Junge, etwa im selben Alter - vielleicht etwas jünger - saß ihm gegenüber. Er wirkte traurig, fast schon verängstigt. Seine kleine Hand umklammerte ein braunes, zusammengedrücktes Knäuel. Ein Teddybär. Gedankenverloren dachte der Junge, dass er auch so einen ähnlichen hatte... - als die Welt noch eine andere war und er noch ein Zuhause hatte...

Als er bemerkte, dass der andere Junge ihn nun auch mit angstvollen Augen musterte, schaute er ertappt weg und starrte nach draußen. Es hatte zu regnen begonnen und schwere Tropfen bahnten sich in langen Rinnsalen ihren Weg auf der kalten Fensterscheibe. Tränen der Erinnerung. Blaue Tränen der Gefallenen, umrahmt vom gelben Licht der Sterne.

Die beiden fuhren eine Zeit lang. Vielleicht Stunden. Immer wieder trafen sich ihre Blicke und immer wieder sahen sie verstohlen weg, als sie sich gegenseitig dabei erwischten. Sie hatten kein Wort miteinander gewechselt, zu greifbar lag die stille Wand der Wahrheit zwischen ihnen. Der Junge gehörte zu den „Anderen.“ Die kleine Inschrift mit seinem Namen auf der Reisetasche verriet, dass er nicht zu „Uns“ gehörte. Er gehörte zu der Seite derer, die seinen Vater getötet hatten. Ich muss ihn hassen, dachte der Junge. Vielleicht ist er der Sohn des Mörders. Der Mörder meines Vaters. Vielleicht hatte der Mörder nun endlich indirekt ein Gesicht bekommen...?

Der Junge fühlte sich allein, verloren und gleichzeitig beschämt, weil der Junge, der ihm gegenüber saß, ihn immer wieder zu beobachten schien und er wusste, dass er dessen durchdringenden Blick nicht standhalten konnte. Sein Blick - scheinbar unauffällig und doch scharfkantig wie ein unausgesprochener Vorwurf. Immer wieder runzelte der andere, vielleicht ein wenig ältere Junge, die Stirn, als schien er über etwas nachzudenken. Etwas Ernstes und Unaussprechliches, das seine tiefblauen Augen mit einem feuchten Schimmer überzog. Die Art, wie er ihn anschaute, ließ vermuten, dass er einer der „Anderen“ war, einer derer, gegen die sein Vater auf Befehl „des Oberen“ kämpfte. Einer derer, die sein Vater töten sollte.

Aber konnte er ihn wirklich hassen? Konnte er einen kleinen Jungen, der neben dem ganzen Geschehen stand und genauso wenig, wie er selbst Einfluss auf den Krieg hatte, verantwortlich machen? Musste er ihn als Feind sehen?

Wären die Umstände anders, könnten die beiden sogar Freunde sein, könnten miteinander spielen. Und wenn er ehrlich zu sich war, wusste er, dass sie sich verstehen würden. Er war sich sicher, sie würden sich verstehen.

Die grellen Lichtröhren im Zug begannen zu flackern. Es knisterte und rauschte. Kurz war es noch hell und dann war alles dunkel.

Das beklemmende Gefühl in seiner Brust wurde immer schlimmer, als die bedrückende Finsternis den Zug immer mehr unter sich begrub. Er hatte schon immer Angst vor der Dunkelheit. Seine kleine Hand zitterte, krallte sich noch mehr in das braune Stück Stoff zwischen seinen Fingern.

Es war die Art, wie der Junge ihn ansah, die ihn berührte. Die angsterfüllten Augen, die sich vor der Dunkelheit zu fürchten schienen. Er konnte diesen Jungen nicht hassen. Er mochte ihn sogar. Und aus einem Impuls heraus streckte er seine Hand aus und legte sie auf die Hand des Jungen, die sich unter der warmen Berührung allmählich zu beruhigen schien.

Diesmal starrte der kleine Junge ihn direkt an, zwar immer noch mit Scheu und irritiert von der völlig unerwarteten Geste, aber mit einem Blick, der Dankbarkeit verriet.

„Hast du Angst in der Dunkelheit?“ Der andere Junge, noch immer paralytisch, brachte als Antwort ein zögerliches Nicken hervor. „Versteh ich“, erwiderte der ältere Junge seufzend und mit einem leichten verständnisvollen Lächeln. „Weißt du, was ich dann immer mache?“, fragte er nach einem kurzen Moment der Stille. Der unsichere Blick des anderen Jungen folgte langsam dem Finger, der hinauf zu den Sternen deutete.

„Die Sterne leuchten immer, weißt du. Und auch wenn es manchmal scheint, als wäre alle Hoffnung und alle Sterne vom Himmel gefallen, sind sie eigentlich immer dort oben. Wir müssen nur genau hinschauen. Und auch wenn es so dunkel wie jetzt ist, leuchten die Sterne dort oben immer für uns.“

Die Sterne. Hell. Klar. Reines Licht. Sie erinnerten ihn an seinen Vater. Sein Vater, dachte er gedankenverloren. Vor zwei Wochen nur hatte er einen Vater gehabt... nun Lichtmeilen entfernt. Und er erinnerte sich wieder an die Zäune in den Köpfen der Menschen, die „Uns“ von den „Anderen“ trennen. Freund und Feind. Zwei Worte, die sich nur in wenigen Buchstaben unterscheiden. Musste der andere Junge also sein Feind sein? Er hatte dem anderen Jungen seine Hand gegeben, hatte ihm das Geheimnis der Sterne gezeigt. Ein Geheimnis, das er früher mit seinem Vater geteilt hatte... vor zwei Wochen...

„Weißt du, was das Besondere an den Sternen ist?“, fragte sein Vater einmal. Der Junge folgte dem Blick seines Vaters und schaute hinauf. Er sah kleine und größere Lichter. Helles, gelbes Funkeln. Aber was meinte sein Vater damit? Was ist das Besondere an den Sternen? Nachdenklich schüttelte er den Kopf und erwiderte den Blick seines Vaters. Blaue Augen im gelben Sternenlicht. „Sie sind immer da. Immer dort oben. Und egal von wo aus man von der Erde zum Himmel sieht, die Sterne sind immer da.“ „Für uns alle?“, fragte der Junge. „Für uns alle.“

Für uns alle. Die Worte seines Vaters hallten in seinem Gedächtnis nach. Seine tiefe Stimme wie ein weit entferntes Wispern im Nachtwind. Für uns alle, dachte er. Die Sterne sind für uns alle da, sie kennen keine Zäune. Es gibt dort oben keine Zäune. Die Zäune sind nur in unserem Kopf, dachte der Junge gedankenverloren. Hatte er seinen eigenen Zaun nicht selbst aufgelöst? Er hatte Masche für Masche unbewusst durchtrennt, als er den anderen Jungen nicht länger als Feind sah, sondern als ganz normalen Jungen. Ein Junge mit einer Geschichte – voller Licht und Schatten – ein Junge wie er selbst.

Beide Jungen blickten nun zu den Sternen hinauf. Eine kühle, blaue Träne rollte über die Wange des Jungen. Eine blaue Träne der Erinnerung, in einem Meer von gelben Sternen. Ein Lichtermeer. „Was hast du gesehen?“, fragte der andere Junge nach einer Weile vorsichtig. „Die Sterne.“ Er schluckte kurz und wischte sich die Träne von der Wange. „Sie sind immer dort oben. Für uns alle.“, flüsterte der Junge in die kühle Stille. „Für uns alle.“

Der Blick des kleinen Jungen war noch immer an das goldene Funkeln geheftet. Sein Atem war ruhiger geworden, seine Hand zitterte kaum mehr. Eine warme Berührung. Hand auf Hand. Eine Sternennachtsberührung, dachte er. „Du hast recht“, meinte der kleine Junge zuversichtlich. „Sie sind immer da.“

Leise atmeten beide aus, spürten den Atem des jeweils anderen. Die leichte Vibration in der Luft. Gedanken und blasse Erinnerungen. Hand auf Hand und eine warme Berührung. Beide blickten hinauf, klammerten sich nun an das Licht der Sterne, auf der Suche nach Gewissheit. Nach Sicherheit und Hoffnung. Der Hoffnung auf eine bessere Zukunft.